

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (3 Zblr.) vierteljährlich, 3 Zblr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 145.

Berlin, Montag den 4. Dezember

1837.

### Frankreich.

Die Tonkunst und ihre Jünger in Paris.

Von Emilien Pacini.

Die Künste und die Künstler haben seit einiger Zeit, die ersteren in unseren Sitten, die Letzteren in unserer Gesellschaft, eine so bedeutende Stellung eingenommen, daß man sich mit ihrem Schicksal eben so sehr beschäftigt, wie mit dem der Völker. Und daran thut man wohl. Völker giebt es immer; Künstler aber — man frage nur unsere feinen Kenner, namentlich in der Musik, wie viel echte Genies sie zu nennen wissen. Boileau's Vers in Bezug auf die tugendhaften Frauen findet hier fast seine Anwendung: „Wenn's doch kömmt, drei!“

Und ist es bei den unermesslichen Hülfsquellen jeder Art, die ein Land wie Frankreich darbietet, nicht traurig, die große Opernbühne, die mit ihren 620,000 Franken jährlichen Zuschusses, mit ihrer geschickten Verwaltung und mit der Gunst eines aufgeklärten Publikums an der Spitze aller Theater Europa's stehen müßte, von so wenigen Französischen Talenten ausbeuten zu sehen? Der Erfolg ist hier fast zu einem Monopol geworden, und wir treiben es mit der Gastfreundschaft, die wir der ausländischen Muse erzeigen, ein wenig zu weit; warum sollten wir nicht auch unsere französische Schule haben können? Auf diese Frage muß man alle diejenigen aufmerksam machen, deren Hand allein den Mängeln unserer Bühnen-Einrichtung abhelfen und es dahin bringen kann, daß wir mit demjenigen National-Ruhm, den uns Niemand abstreitet, mit der Ausführung nämlich, noch einen anderen unbezweifelten höheren Ruhm vereinigen, einen Ruhm, dessen Unsterblichkeit die Nachwelt anerkennen und bestätigen würde. Genug, wir bedürfen noch dauernder Monumente.

Wir wollen fürs erste die Oper, zu welcher die Bahn noch nicht gebrochen ist, beiseitliegen lassen und etwas weiter ausdehnen. Was geschieht in Frankreich für das Gedröhren der Tonkunst, besonders in Hinsicht auf die Composition? Man giebt viel Geld aus und belohnt das Talent nach Gebühr, das ist Alles. Man müßte es aber ausbeuten. Wenn die Zöglinge des Conservatoriums, die sich des Studiums der Composition befleißigen haben, diese Musterschule verlassen, die jährlich so viel junge Virtuosen, vorzüglich Instrumentalisten, hervorbringt, so gehen sie daran, sich um den großen Preis des Instituts zu bewerben. Von drei oder vier Kantaten wird eine gekrönt und für die beste erklärt, aber von wem? Man sollte glauben, von den Musikern des Instituts. Weit gefehlt! Diese Herren gebären allerdings zu der Jury, bilden aber nur einen geringen Theil derselben. Die fünf Sectionen der Akademie der schönen Künste, Malerei, Architektur, Bildhauerei, Kupferstecherkunst und Musik, sind alle zusammen berufen, über die Werke der Preisbewerber zu entscheiden. Es besitzet also nur ein Fünftheil davon, sowohl für die Musik wie für die anderen Künste, wahre Sachkenntnis. Kann dabei wohl ein gerechtes und einsichtsvolles Urtheil herauskommen? Von allen Künsten ist aber die Musik vielleicht diejenige, deren Beurtheilung gerade die genaueste theoretische Kenntniss erheischt. Ein Musikstück von so erstem und gelehrtem Stil, von so strengen Verhältnissen und so schwierigen Bedingungen, wie es bei einer Preisbewerbung gefordert wird, kann nur von vollendeten Tonkünstlern, die sich auf den Contrapunkt und die Fuge verstehen, die in allen Musik-Gattungen unterrichtet sind und den größten Theil der Werke älterer und neuerer Meister von Grund aus kennen, gebüßig gewürdigt werden. Leute, die keine Sachkenntnis haben, können den Werth einer Composition nicht beurtheilen. Zwar sind die Schönheitsbedingungen eines lyrischen Werkes dem Eindruck untergeordnet, den es hervorbringt; aber es giebt nichtsdestoweniger in jeder Kunst eine erhabene Sprache, die ihre Erfordernisse und Gesetze hat, von denen die große Masse nur die oberflächliche Wirkung faßt, ohne den wissenschaftlichen und geheimnißvollen Bau zu begreifen, in welchem die äußeren Formen, deren Anblick die Menge bezaubert, ihre Grundlage haben.

Man gebe den Malern, Kupferstechern, Architekten und Bildhauern des Instituts einen Musard'schen Contretanz und die Menuett aus der C-moll-Symphonie zu hören, ohne die Namen der Autoren zu nennen, und es ist hundert gegen eins zu wetten, daß Beethoven nicht der Erwählte der Akademie seyn wird. Wer erinnert sich nicht der Jury für die Malerei, die ein von einem jungen romantischen Künstler eingereichtes Gemälde der Zulassung in den Salon für unwürdig hielt? Nach dieser Zurückweisung gestand der Künstler ganz ehrlich, er habe den gelehrten Areopag dieser Herren nur auf die Probe stellen wollen, indem er ihnen einen Ribeiro, dessen Spur sich seit langer Zeit verloren, zur Prüfung vorgelegt. Und im vorigen Jahre erst wurde die musikalische

Section, um einen näher hierher gehörigen Fall anzuführen, als sie die zu krönende Kantate bezeichnet hatte, von den anderen Sectionen, die ihre Stimme und den Preis anderswohin wandten, förmlich Lügen gestraft.

Wenn der Preis des Instituts einmal gewonnen ist, sey es mit Recht oder nicht, mehr oder minder Talent besitzet der Gekrönte doch immer, so begiebt sich dieser auf Staatskosten nach Rom, um dort drei Jahre zu studiren, und was wohl? Die Sitten, Trachten und Merkwürdigkeiten; wahrlich für einen Musiker eine sehr fruchtbare Arbeit! Man begreift, daß Maler, Bildhauer und Architekten von ihrem Aufenthalt in der Hauptstadt der christlichen Welt bedeutenden Nutzen ziehen können. Die Denkmäler, die Statuen, die Gemälde aus der großen Schule, woran jene Stadt so reich ist, liefern den jungen Zöglingen dieser Künste mannigfaltigere und seltenere Vorbilder. Aber die Musiker, was wollen die in Rom? Das dortige Theater steht jetzt auf niedriger Stufe; Neapel, Florenz und Mailand besitzern weit ausgezeichnetere Bühnen. Die Musik also ist es nicht, was die Musiker dort studiren können. Fern von uns sey die verwegene Absicht, die unzähligen erhabenen Meisterwerke der Italiänischen Tonkunst im geringsten verkleinern zu wollen. Alle Schulen verdanken ihnen zu viel, sie sind von zu viel Glanz und Ruhm umgeben, sie haben sich die allgemeine Bewunderung mit zu gutem Rechte erworben, als daß die Geringschätzung es wagen dürfte, sich bis zu ihnen zu erheben. Man muß jedoch bedenken, daß die materiellen Bedingungen der musikalischen Studien mit denen der anderen Künste gar keine Ähnlichkeit haben. Um schöne Gebäude und schöne Statuen des Alterthums zu sehen und zu studiren, ist es notwendig, den Ort zu wechseln; aber die schönen Partituren der großen Komponisten findet man in Paris eben so gut wie in Rom. Der strenge Befehl Leo's X., daß Allegri's Miserere nur in der Sixtinischen Kapelle ausgeführt werden solle, hinderte einen der berühmtesten Tonrichter nicht, das von dem heiligen Vater erlassene Verbot der Kopirung dieses Werkes zu vereiteln, und dem guten Gedächtnisse Mozarts, der dasselbe vom bloßen Hören niederschrieb, verdanken wir es, daß das Monopol zu Gunsten der heiligen Stadt für dieses Meisterwerk eben so wenig mehr besteht als für jedes andere.

Daß junge Künstler mit solchen kostenfreien Reisen nach dem schönsten und an Erinnerungen reichsten Lande Europa's unter dem Titel eines poetischen Ausfluges belohnt werden, ist erklärlich; wenn aber von Entwicklung des Talentos die Rede seyn soll, so läßt sich kein traurigeres, unfruchtbareres System denken, besonders dem Staat gegenüber, der die Wanderjahre so großmüthig bezahlt. Weniger ungeeignet wäre es, in Rom eine Pflanzschule für Dichter zu begründen; die Nähe so vieler bedeutender Dinge, der Haerd der großen Erinnerungen des Alterthums, der Anblick der herrlichen Denkmäler, die theils noch stehen, theils in Trümmern liegen, das berebte Schweigen jener Hauptstadt der Welt, wo jeder Schritt ein so mächtiges Echo weckt, die traurige Einsamkeit dieser großen Stadt, die so mannigfache Schicksale gehabt, jene Ruinen, Straßen, Kampfplätze, Forums, Triumphbögen und Tempel, welche zwanzig Jahrhunderte vor uns so viele berühmte Männer, Könige, Konsuln, Kaiser, Feldherren, Redner, Dichter, Geschichtschreiber und Künstler gesehen; dann in der Campagna das Gemälde einer so abwechselnden und gewaltigen Natur, hier dürr, versengt und wild, dort lachend und frisch, überall großartig und unermesslich; dies Alles ist wohl dazu geeignet, in der Seele des Dichters den natürlichen Keim, den der Himmel hinein gelegt und der oft, dieser hohen Lehren beraubt, sich nur dürftig entwickelt, energisch zu befruchten. Der Genius vermag aus eigener Kraft und angeborenen Mitteln nicht zu ersetzen, was ihm die Eindrücke der äußeren Welt mittheilen, und es ist wohl nicht zu läßn, zu behaupten, daß Lord Byron, wäre er in London geblieben, niemals der Lord Byron Benedigs und Griechenlands geworden seyn würde. Beethoven aber brauchte nicht zu reisen. Die Musik lebt nicht von denselben Elementen wie die anderen Künste. Das Anschauen großer Dinge, welches in jeder Künstlerseele die Begeisterung weckt, kann zwar auch auf den Musiker wirken; seine Kunst aber, die vielleicht an die Spitze der schönen Künste zu stellen seyn möchte, ist so unbestimmter, geistiger, überirdischer Natur, daß sie in ihren Werken kein genaues und deutliches Bild von dem Gedanken, der sie bewegt hat, zu geben vermag. Es ist merkwürdig, wie in der Musik gleichartige, ja oft ganz entgegengesetzte Leidenschaften dieselbe Sprache leihen können, ohne daß das Musikstück an wahren Ausdruck irgend etwas verliert. Wozu nützt es also jungen Tonkünstlern, bestimmte Anregungen aufzusuchen? Und wenn sie etwa noch bei ihrer Rückkehr nach Frankreich in Folge der Studien, die man bei ihnen voraussetzt, Gelegenheit erhielten, ihr Talent zu zeigen, so wären die

Dyfer nicht gerade zu bedauern, die ihre musikalische Bildung gefostet; aber die ganze Art und Weise, wie es mit den schönen Künsten in Frankreich steht, ist dem entgegen. Dem Theater-Direktor ist es nur darum zu thun, die Gunst der Menge zu gewinnen. Die Zuschüsse, die er von der Regierung erhält, überheben ihn nicht der Nothwendigkeit eines anhaltend zahlreichen Besuchs, denn er will ja sein Glück machen. Um zu diesem Zweck zu gelangen, schlägt er einen Weg ein, der den meisten jungen Komponisten den Zugang zu seinem Theater versperren muß. Sobald ein längst bekannter und beliebter Tonkünstler mit einer Partitur in der Hand erscheint, beeilt man sich, ihn aufzunehmen; es werden ihm alle mögliche Vergünstigungen angeboten, denn die Hoffnung auf einen pecuniären Erfolg bewegt den Unternehmer zu allen Arten von Dyfern für das Gelingen des Werks; Zeit, Sorgfalt, Aufwand an Decorationen und sonstiger Ausstattungen werden nicht gespart. Das Pariser Publikum darf ja die höchsten Ansprüche machen. Aber es ist viel Zeit dazu erforderlich, eine dreiaktige Oper, diese Musikgattung, in der die meiste Arbeit ist, die *pezzi concertati*, wie die Italiäner sagen, in Scene zu setzen und einzustudiren. Aus allen diesen Gründen kann das Theater der komischen Oper nur drei solche Werke in einem Jahre geben.

So viele namhafte Komponisten nun Frankreich auch hat, so muß man doch zugestehen, daß sich ihrer drei oder vier in den ganzen Beifall des Publikums theilen, und diese Zahl ist hinreichend, um die komische Oper beständig zu versorgen. Es bleibt daher nur noch für die einaktigen Opern ein Platz übrig, und so wird es den jungen Komponisten schwer, zu zeigen, was in ihren Kräften steht; denn die geringe Entwicklung, welche der enge Rahmen eines Aktes gestattet, läßt der Musik nicht hinlänglichen Spielraum und liefert dem Tonkünstler nicht mannigfaltige Situationen genug, um sich gehörig auszuzeichnen, auf verschiedene Schattirungen einzugehen und in seiner Musik die Leiter aller Gefühle und Leidenschaften zu durchlaufen.

Aber, wird man sagen, das heißt bei einem jungen Mann schon ein sehr hohes Talent voraussetzen, wenn man ihn für fähig hält, sich mit solcher Leichtigkeit in allen Tonweisen und Schreibarten zu bewegen. Allerdings heißt dies von einem jungen Maestro viel erwarten; wer aber einen Preis im Institute davongetragen und sich drei Jahre durch Studien vervollkommen hat, soll der nicht einmal einen Versuch machen können? Wozu nützt dann eine erste Ausbildung; von zwei Dingen eines: entweder die Schulen müssen Komponisten hervorbringen, oder nicht. Im ersten Fall kann die Regierung das Talent nicht in der Absicht entwickelt haben, um ihm später die Mittel zum Komponiren zu versorgen. Wozu in der That so viel Geld ausgeben, um Individuen, die einen anderen Weg hätten einschlagen können, eine unnütze Wissenschaft beizubringen? Sollen aber die Schulen keine Komponisten hervorbringen, wozu dienen sie dann? Man sollte sie in diesem Fall lieber schließen. Doch nein, die Tonkünstler sind wirklich zum Komponiren bedeutender Werke berufen und nicht dazu verurtheilt, in Unthätigkeit zu erschaffen; nur erweise man ihnen nicht die Ehre, ihnen irgend ein unbedeutendes einaktiges Textbuch anzuvertrauen, welches später, den Sängern zweiter Klasse anheimgegeben, nur dazu herhalten muß, die Theatervorstellungen einzuleiten und den Logen Zeit zu lassen, sich zu füllen. So wie die Sachen jetzt stehen, ist also der Zweck ganz verfehlt, und die komische Oper dient nur dazu, ihren Direktor reich zu machen.

Wir haben hier von der großen Oper noch gar nicht gesprochen, und das ist sehr natürlich, denn die Königliche Akademie der Musik nimmt, und mit Recht, eine zu hohe Spüre ein, als daß man ihre Thüren anderen als vollendeten Meistern öffnen sollte, denen frühere Erfolge schon das Bürgerrecht in der großen Stadt verliehen haben. Die große Oper von Paris ist, nach einer Aeußerung, die man dem berühmten Komponisten „Robert des Teufels“ zuschreibt, das Schlachtfeld der Künste. Hier gilt es Kampf; hier muß man in voller Rüstung erscheinen; und man darf sich nicht wundern, wie schwer es für einen Tonkünstler hält, unter die Zahl der auserwählten Kämpen aufgenommen zu werden, welche sich die Palme streitig machen sollen. Um in diese Schranken einzugehen, muß man sich seine Spuren schon anderwärts verdient haben. Wo nun aber seine Proben ablegen und sich bilden, da auch das zweite lyrische Theater keine größere Werke mag, die einen kleinen Namen an der Stirn tragen?

Italien, welches in künstlerischer Hinsicht für die Welt von solchem Nutzen gewesen ist, giebt uns hierin ein Beispiel, dem wir wohl folgen sollten, und das, ungeachtet der verschiedenen politischen Einrichtungen beider Länder, für Frankreichs Departemental-System sehr gut passen und den Erfordernissen der Kunst wie denen der Künstler genügen würde, indem es zugleich ein wenig zu dem großen Decentralisations-Werk beitragen dürfte, das von der Wohlthat des Landes erbeischt wird. Der Glanz der Hauptstadt würde dadurch nichts verlieren, denn man will sie ja nicht mit den anderen Städten auf gleiche Stufe bringen, sondern sich im Gegentheil bemühen, von ihrer Höhe aus die Provinzen so viel als möglich zu erheben; und soll nicht hierin das System einer wohlverstandenen Decentralisation bestehen?

In Frankreichs großen Provinzialstädten ist das Theater sehr besucht und beliebt; die Tonkunst findet daher schon ein ihrer Entwicklung günstiges Element vor; man muß nur Nutzen davon ziehen, und hierzu giebt es sicherlich ein Mittel. Warum beschränken sich zum Beispiel Städte ersten Ranges, wie Rouen, Lyon, Marseille und Bordeaux, auf die Aufführung der in Paris gegebenen Werke? Könnten sie nicht statt dessen auch ihr eigenes Repertoire haben und eine jede im Jahre wenigstens ein neues, für ihr Bühnenpersonal komponirtes Werk zur Darstellung bringen? Dicht- und Tonkunst würden beide dabei ihre Rechnung finden, und das Vergnügen des Publikums vielleicht nicht minder.

Die kolossalen, für die Pariser Oper bestimmten Werke befinden sich auf jenen Provinzial-Theatern in der Enge, weil es diesen an den

materiellen Mitteln fehlt, welche die Königliche Akademie der Musik verwendet, um nicht nur für das Auge, sondern auch in Hinsicht der Ausführung ein großartiges Ganzes zu Stande zu bringen. Andererseits ist einem Komponisten, der für die erste Bühne der Welt eine Oper schreiben soll, kein Vorwurf daraus zu machen, daß er sich der unermesslichen Hilfsmittel, die man zu seiner Verfügung stellen kann, in ihrem ganzen Umfange bedient. Aber was wird aus diesem großen Werke, wenn man es in ein Theater einwängt, das kein solches Personal von Schauspielern, Sängern, Tänzern, Choristen und Musikern besitzt. Der ganze Werth der Darstellung dieser aufwandvollen, feierlichen, gewaltigen Werke besteht in dem Massenhaften und in dem vorzüglichen Ensemble, womit sie aufgeführt werden. Man sehe dagegen einmal den Jammer, wenn es an hinreichend starken Chören zu den von dem Drama und der Musik erforderten Theilungen und Unterabtheilungen fehlt, wenn das Orchester nicht alle notwendige Instrumente hat, oder wenn es an irgend einem anderen Zubehör zur Ausführung gebricht! Da verwandelt sich das Vergnügen plötzlich in Ekel, der Zuhörer muß sich mit seinen Augen, mit seinen Ohren und mit seiner Phantasie abfinden, und nach vielen Anstrengungen und Ausgaben von Seiten des Direktors fällt das Stille durch. So wäre es vor einiger Zeit in Lyon den „Hugenotten“ fast ergangen; Mourri's Anwesenheit allein hielt die Oper aufrecht. Und doch gehört das Lyoner Theater noch zu denen, welche die reichsten Hilfsmittel besitzen. Wenn nun also, statt daß so viel Zeit und Geld aufgewendet wird, um nichts als eine matte Kopie von dem Original zu erhalten, für welches Paris an all seinen Mitteln noch kaum genug hat, wenn statt dessen junge talentvolle Komponisten für jede große Stadt eine Partitur schreiben, die den Kräften des Theaters angemessen und deren Musik eigens für die Sänger komponirt wäre, die sie singen sollen, würde das nicht ein großer Vortheil für die Künste und den guten Geschmack seyn? Der Dichter würde dann sein Drama mit Rücksicht auf die Darsteller und das besondere Talent eines Jeden abfassen, und damit wäre schon viel gewonnen; vor Allem aber würde der Komponist von jedem Sänger nur das fordern, was dieser zu leisten vermöchte. Der Tenor brauchte sich, wenn er keine hohe Stimme hätte, nicht mit Rollen abzuquälen, die für Andere geschrieben und die er doch übernehmen soll. Die Sängerin könnte sich mehr ihrer natürlichen Anlage überlassen und würde Musikstücke besser vortragen, in denen nicht alle hohe, tiefe und Mittel-Töne vorkommen, die nur in Olla Falcon's Kehlen liegen, deren Rollen daher in der Provinz natürlich verstimmt werden müssen. Ehre und Instrumentation würden für die Individuen berechnet seyn, welche sie ausführen sollen. Auf diese Weise würde man zwar nicht so prablerische, aber natürliche und gute Wirkungen erreichen. Ein Jeder wäre in seiner Eigenthümlichkeit und in seiner Spüre beschäftigt und trüge so zu einem für Alle erfreulichen und befriedigenden Ganzen bei. Die Provinzial-Städte wären unabhängig in Hinsicht auf die Kunst und hätten ihre Originalwerke, die man anderwärts nicht sehen könnte. Da jede große Stadt ein Opern-Personal besitzt, so könnten sogleich mehrere Komponisten ihre Proben zu gleicher Zeit ablegen. Der Geschmack des Publikums müßte sich dann selbstständig entwickeln und sein eigenes Urtheil aussprechen, weil er die Meinung der Hauptstadt nicht mehr zur Führerin und seinen Namen zur Gewähr hätte, zwei Rücksichten, die, was man auch sagen mag, auf die allgemeine Stimme einen bedeutenden Einfluß ausüben. Die Kunstbildung würde sich solchergestalt unter den einzelnen Bevölkerungen verbreiten, in wenig Jahren könnte Frankreich mit fünf oder sechs von verschiedenen Komponisten ausgebeuteten Theatern ein eben so musikalisches Land werden wie Deutschland und Italien, denen bei weitem nicht so mannigfache und reiche Hilfequellen in intellektueller (!) und finanzieller Hinsicht zu Gebote stehen, wie der Französischen Nation. Freilich würden die hier vorgeschlagenen Mittel einige Kosten verursachen, die General- und Municipal-Conseils müßten von den Steuerpflichtigen einige Anstrengungen mehr verlangen, aber es ließe sich zu leicht nachweisen, wie sehr das allgemeine Beste dabei theilhaftig ist, als daß man nicht augenblicklich auf so lohnenswerthe Zwecke eingehen sollte. Die großen Gewerbe- und Handels-Unternehmungen gelingen so trefflich, daß man hoffen darf, es werde für die Kunst ebenfalls etwas gethan werden. Auch der Geist hat seine Eisenbahnen; dies möge die Verwaltung bedenken; es eröffnet sich hier eine reiche Zukunft.

#### Bibliographie.

- Pérégrinations d'une Paria. (1833, 34.) — Von F. Tristan. 2 Bände. 15 Fr.
- Nouveau manuel complet de Marine. Manoeuvres du navire et de l'artillerie. — Von Verdier. 2 Bde. 5 Fr.
- La Revue des Armées de terre et de mer; recueil mensuel militaire et politique. — 1ster Bdl. 1ste Lieferung. Erster Jahrgang. 6 Fr.
- Le testament d'un gueux. — Von Guerin. 2 Bde.
- Histoire du droit français. — Von Laferrrière. Zweiter Theil. 8 Fr.
- Voyage au Mont-Rose. — Von P. R. Rochette und J. L. Demerson. Lons-le-Saulnier.
- Observations sur les phénomènes extraordinaires produits par les insectes, leur influence sur les plantes, les animaux et l'homme. — Von Latour-Maillac. Toulon.
- Répertoire des travaux de la société de statistique de Marseille. — Erster Jahrgang. Marseille. 8 Fr.
- Clinique homoeopathique. — Von B. Malaise.
- Galerics historiques de Versaille. — Herausgegeben von E. Gaudard. (Jede Lieferung mit zwei Stahlstichen und mit Text von J. Janin kostet 1 Fr.)

## T ü r k e i.

## Die Reformen des Osmanischen Reichs.

(Schluß.)

Die Dekonomie eines Staats besteht nicht in bloßer Einschränkung der Ausgaben, sondern wesentlich in einer klugen Ordnung; gerade diese fehlt bei der Türkischen Armer. Der zu Konstantinopel wohnende Franke muß erstaunen, wenn er von den Truppen des Wesirs, des Seriaesters, den Truppen dieses und jenes Paschas und auch von den Truppen des Großherrn sprechen hört. Diese Sitte, den hohen Würdenträgern Truppen-Corps zu bestimmen, welche sie auf eigene Kosten ausheben und unterhalten, muß jedenfalls die souveräne Gewalt des Oberhauptes schwächen und muß das Zusammenwirken aller Theile der öffentlichen Macht stören, da diese Truppen sich nicht als Verteidiger des Reiches und seines Beherrschers, sondern der Person dessen, der sie anwirbt und nährt, betrachten. In der Hauptstadt selbst, wo der Sultan auch Truppen hat, können die der anderen Herren nicht so sehr nach Willkür Böses thun, aber in der Provinz hat der Pascha seine Soldaten ganz allein und hat durch sie eine schrankenlose Gewalt, die er bei jeder ihm günstig scheinenden Gelegenheit mißbraucht und sie gegen die Völker anwendet, zu deren Schutz er scheinbar eingesetzt ist. Die unglückliche Wahl der Oberoffiziere beim Landheere macht sich noch viel fühlbarer bei der Marine. Fast immer ist ein Linien Schiff dem Kommando eines unwissenden Menschen anvertraut. Die Türkischen Schiffe können heutigen Tages nur in einer beschränkten Jahreszeit segeln und können die Sicilischen Gewässer nicht befahren. Auch ist seit lange die Türkische Flotte mit keinem Feinde zusammengestoßen, ohne von ihm wenigstens verbrannt, in den Grund gebohrt, oder genommen worden zu sehn.

In gegenwärtigen Augenblick sind die Kriegskräfte der Türkei wenig beträchtlich, sie haben keine feste, Achtung einflößende Haltung, sind unfähig, sich in Uebereinstimmung zu bewegen, und vor Allem verlassen von der Hoffnung des Sieges. Wenn man diese Lage der Dinge durch Aufhebung des alten Schlandrians nicht verbessert, so wird es sehr schwer halten, von den anderen schon eingeführten Reformen einen kräftigen Nutzen zu ziehen. Vielleicht, daß eine kommende Regierung die Früchte ändert von den Reformen und Ideen, die von der jetzigen Regierung erst als schwache Saatkörner ausgestreut worden sind.

Die Veränderungen im Kriegswesen beschränken sich auf das, wovon wir oben gesprochen haben. Die Annahme einer allgemeinen Uniform, regelmäßiger Waffenübungen und neuer Bewaffnungsarten hielt schon sehr schwer, und es kostete einen großen Aufwand von Geschicklichkeit, Festigkeit und Blut, den Vorurtheilen, die ihr wüthendes Haupt erhoben, Schweigen zu gebieten. Doch hat die Beharrlichkeit des Sultans gute Früchte getragen, und man sieht heutzutage eine Masse von jungen Männern, die nach dieser Methode und nach den neuen Grundsätzen eingeübt sind. Die junge Generation scheint sogar mit Liebe dafür zu sehn, und man darf annehmen, daß dieser Reformzweig jetzt sicher gegen Vorurtheil und Aberglauben ist. Jedoch ist nicht zu vergessen, daß wir hier nur von der Hauptstadt sprechen; die Provinzen sind den glücklichen Neuerungen fast noch ganz fremd. Die Residenz hat immer mehr und bleibendere Berührungspunkte mit dem Auslande, als die Provinz; in ersterer ist auch in der Regel höhere Bildung, die natürlich höhere Toleranz gegen andersdenkende und andershandelnde Menschen mit sich führt, und daher finden die fremden Ideen eher Eingang in Konstantinopel, als in der übrigen Türkei. Hier hängt es vom guten Willen, der Einsicht und der Energie des Paschas ab, Verbesserungen an die Stelle der alten Mißbräuche zu setzen. Ein gutes Mittel, die Reformen zu verbreiten, wenigstens entfernte Einwohner mit ihrem Anblick vertraut zu machen, wäre, wenn man sich entschloße, einen periodischen Wechsel der Garnisonen zu bewerkstelligen.

Mit Recht kann man sich jedoch darüber wundern, daß, so thätig auch das Streben für Verbesserungen der Anstalten und Gewerbe bei der Türkischen Regierung hervortritt, doch gar nichts für die Belebung des Ackerbaues geschieht. Der letzte Krieg hat bewiesen, daß zur Verproviantirung Konstantinopels das Getraide von Oessa nöthig ist, denn die reichen, herrlichen Ebenen von Mysien, Macedonien und Thrazien liegen brach! Wo ehemals sich majestätische Städte erhoben, wo zahlreiche Völkerschaften im Wohlstand schmelzten, da sind jetzt Wüsten und hungernde Bettler oder Räuber! Um den Ackerbaudieser sonst so lachenden Fluren zum Gipfel der Blüthe zu bringen, bedarf es weiter nichts, als Schutz von Seiten der Regierung, als die Erlaubniß für den Landmann, seine Aecndten auszuführen und damit handeln zu dürfen. Man sagt, die Vernachlässigung dieser so hochwichtigen Pflege der Landes-Kultur wäre von einer fremden Macht befohlen. Und in der That müßte man diese Vermuthung sehr wahrscheinlich finden, wenn man für die Nachlässigkeit der Türkischen Staats-Verwaltung eine Entschuldigung übrig hätte.

Die übrigen den Fremden nachgeahmten Einrichtungen sind an sich unbedeutend, doch ein großer Fortschritt im Verhältnis zu dem Zustande der Türkei vor dreißig Jahren. Die Modification der Kleider-Tracht hatte einen weit wichtigeren Gedanken zur Grundlage, als viele Europäer und viele Türken glaubten. Der Sultan selbst machte damit den Anfang; durch die Aushebung der Verschiedenheit der Trachten und Abzeichen sollte der erste Schritt zur Annäherung an Europa geschehen und die bürgerliche Gleichstellung der Raja's mit den Muhammedanern vorbereitet werden. Welchen großen Einfluß die Verschiedenheit der Trachten auf die Gesinnung der verschiedenen Stände und Bürgerklassen gegen einander ausüben, kann man bei uns an Abel, Geistlichkeit und Juden seit der Revolution sehn. Letztere waren, so lange sie sich durch ihre Kleidung von den übrigen Bürgern absonderten oder durch schmähliche Gesetze absondern mußten, vom gemeinen Manne für unfähig gehalten, am Genusse bürgerlicher Rechte Theil zu nehmen,

während jetzt, wo sie sich wie jeder Andere kleiden, der christliche Bürger sich im Leben an sie anschließt, selbst in Ländern, wo sie noch durch das Gesetz von ihm entfernt sind.

Mit der Abschaffung des früheren Kostüms hat der Sultan auch eine früher nicht gekannte Einfachheit im Ceremoniell des Hofes eingeführt. Der Soldatenrock bildet jetzt, wie bei den meisten Europäischen Fürsten, das Gallakleid; die Eunuchen haben ihr Ansehen schon fast ganz verloren, und bald wird es vielleicht gar keine mehr im Serail geben. Die fremden Gesandten werden nicht mehr mit so viel Dunkel, Lächerlichkeit und Anmaßung behandelt, sondern werden auf die einfachste Weise bei Hofe eingeführt. Der Sultan arbeitet mit seinen Ministern, macht mit Personen und Dingen Bekanntschaft, um sich über Alles zu belehren, und zeigt sich jederzeit seinem Volke, statt daß seine Vorgänger nur am Freitag beim Gang in die Moschee sichtbar waren.

Das Studium der abendländischen Sprachen war von den Türken verachtet, sie hielten es gar für eine Art von Abfall von der Reinheit des überlieferten Glaubens; jetzt hat man dies Vorurtheil schon weit hinter sich; die Französische Sprache wird eifrig gelernt, und viele Beamten, man sagt, der Sultan selbst, sprechen sie. Wenn einmal die Sprachen des Europäers in der Türkei verbreitet seyn werden, werden sich auch seine besseren Gedanken dort Eingang verschaffen. Die Regierung muntert das Studium der fremden Sprachen auf. Unter Anderem werden auf ihren Befehl viele wissenschaftliche Werke des Auslandes, besonders militairische und medizinische, ins Türkische übersetzt; sie giebt auf ihre Kosten eine Französische Zeitung heraus, und man geht damit um, in Konstantinopel auch eine Zeitung in Griechischer Sprache zu gründen.

Bei den wirklich schon gemachten Fortschritten und bei den weit größeren, deren Keim schon da ist, bleibt jetzt noch die Frage: wird die jetzige Dynastie gemeinschaftlich mit dem Volke oder letzteres allein die Früchte sammeln? Daß das Türkische Reich im Zustande einer gewaltigen Krisis ist, giebt Jedermann zu; möglich, daß es verjüngt aus dieser Krisis hervorgeht, möglich, daß es sie mit seinem Zusammensturz beendet. Wenn man die letzte Hälfte der Vermuthung wahrscheinlich findet, so kann man sagen, daß die Verbreitung neuer und besserer Ideen ein großer Gewinn für denjenigen ist, der im Besitze Konstantinopels seyn wird. Er wird den Weg gebahnter für die Unterwerfung der Türken finden, sie werden sich mit viel weniger Hartnäckigkeit unter sein Joch schmiegen, als es die Türken des 16ten, 17ten und 18ten Jahrhunderts gethan haben würden. Man täusche sich nicht über den Patriotismus des Muselmannes. Die zarten Bande der Vaterlandsliebe waren dem Türken von jeher fremd; dagegen ist ihm das Gefühl eines Volksverbandes nicht ganz fremd. Den heimischen Boden zu verteidigen im Sinne der alten Griechen, weil er die Wiege der Götter und Stammväter ist, liegt ihm nicht am Herzen; dagegen wird er für sein Volk kämpfen, das Volk, das mit ihm gleiche Glaubens-Traditionen hat. Eben so hatten die barbarischen Besieger Roms wohl ein Gefühl von Volkethümlichkeit, nicht aber das des Patriotismus. Diese Volkethümlichkeit aber wird durch den Eindrang fremder Sitten und Gedanken täglich lockerer und wird, die besiegten Türken gelehrig machen für die Gesetze des Siegers. Hätte Rußland wirklich die Absicht, das Türkische Reich zu stürzen und für sich zu nehmen, es stieße fast auf kein Hinderniß von Seiten der Türken selbst, wenn erst die Truppen zerstreut sind. Außerdem warten Tausende von Griechischen, Armenischen und Lateinischen Christen nur auf den ersten Wink Rußlands, sich ihm zu unterwerfen und ihm zahlreiche Hülfsvölker zuzuführen. (B. U.)

## A m e r i k a.

## Die Alterthümer der Neuen Welt.

Daß auch Amerika seine Alterthümer habe, glaubt man in unserem Europa erst seit wenigen Jahrzehnden. Was uns Europäer in diesem Punkte so lange ungläubig machte, war die eingewohnte Gewohnheit, den Neuen Kontinent als einen Welttheil zu betrachten, der kaum die erste Stufe der Kindheit überschritten haben sollte. Wie viel auch die Geschichte von Peru's und Mexiko's Wunderbauten erzählen mochte: immer malte uns die Phantasie Amerika's Fluren wild und jungfräulich, als wären sie unlängst erst dem Chaos entflohen.

Und doch erheben sich mitten in jenen undurchdringlichen Urwäldern, in jenen Einöden, die kein menschlicher Fuß jemals betreten zu haben schien, zahlreiche Bauwerke, imposant durch ihren Charakter und ihre gigantischen Verhältnisse, Bauwerke, die, um mit Chateaubriand zu reden, vormalig Wälder beherrschten und jetzt auf ihren zertrümmerten Zinnen Wälder tragen.

In den westlichen Staaten der Union findet man große Tumuli oder künstliche Hügel, die einer früheren Generation als Grabstätten dienten, und unermeßlich ausgedehnte Erdwälle von den verschiedensten Formen. Bei den heutigen Indianern hat sich keine Sage erhalten, die bis zur Gründung jener Wälle hinaufreichte. Die antike Verschönerung in der Nachbarschaft von Chillicothe ist auf einem Raume von hundert Morgen Landes errichtet; die Erdmauer derselben hat bei zwölf Fuß Höhe zwanzig Fuß Dicke, und es umgiebt sie ein zwanzig Fuß tiefer Graben. Von den Mündungen der Cataragu's in den See Erie erstreckt sich eine antike Linie von Erdwällen hundert Englische Meilen lang gegen Süden; und in dem westlichen Theile des Staates New-York entdeckt man Spuren ähnlicher Befestigungen, die wenigstens 500 Morgen Landes decken.

Die Tumuli im Norden haben gewöhnlich eine kleinere Dimension, als die südlichen; der Durchmesser der ersteren beträgt nur zehn bis zwölf Fuß, wogegen die letzteren öfter achtzig bis neunzig Fuß hoch sind. Der Stadt Saint-Louis gegenüber erhebt sich ein 100 Fuß hoher Tumulus, der an seiner Basis 2400 Fuß im Umfang hat; und im Stromgebiete des Mississippi zählt man deren wenigstens 3000; die kleinsten derselben haben an 100 Fuß im Durchmesser. Auch sogenannte

cyklopische Steinmauern aus großen unbebauten Blöcken sind in mehreren Gegenden Louisiana's aufgefunden worden.

In dem Staate Kentucky befinden sich Ruinen einer alten Stadt, die ein Areal von fünf- bis sechshundert Morgen einnehmen. Diese Ruinen sind mit sehr dicken Erdschichten und mit Waldung von drei oder vier Perioden (jede Periode zu 500 Jahren) überkleidet; folglich muß die Zerstörung vor wenigstens anderthalb Jahrtausenden erfolgt seyn; und was hindert uns, anzunehmen, daß die Erbauung dieser Stadt bis in Homer's Zeitalter hinaufreicht?

In dem Staate Massachusetts erhebt sich am Ufer des Mississippi ein merkwürdiges Denkmal anderer Art: es ist dies ein großer Felsen mit einer Unzahl eingeschnittener Inschriften in unbekanntem Charakter. An verschiedenen anderen Orten gewahrt man ähnliche Schriftzüge, die gleichfalls in Felsenwände eingegraben sind.

Süd-Amerika bietet uns seine Monumente auf einem engeren Raume. Fern hat alte Bauten aus Stein aufzuweisen, die schon zu häufig beschrieben sind, als daß sie hier noch ausführlich berührt zu werden brauchen. Wir erwähnen daher nur im Fluge die Festung von Casco, die von Tumbes, den Sonnen-Tempel von Casco und den von Callo, die 30 Miglien lange steinerne Mauer bei Huacachi; die Kanäle von 120 und 150 Franz. Meilen in der Länge, welche nur zu Bewässerung der Weideplätze angelegt waren, und vor Allem die beiden berühmtesten Heerstraßen, von denen jede 300 Meilen lang ist. Der Inka Huayna Capac wollte, nachdem er alle seine Feinde besiegt hatte, eine Reise durch die Provinzen seines Reiches machen. Auf die Kunde von dem bevorstehenden großartigen Triumphzuge des angebeteten Herrschers legten seine Unterthanen sogleich Hand ans Werk; sie ebneten Hügel, füllten Thäler mit Damm-Erde, unterfügten die Erdschichten durch Felsenmassen und brachten mit erstaunenswürdiger Kunst und Schnelligkeit eine Bahn zu Stande, die in gerader Richtung 300 Meilen weit sich erstreckte. Als der Inka bis zur äußersten Gränze seiner Staaten gekommen war, sprach er den Wunsch aus, längs dem Meeres-Ufer zurückkehren zu können, und sogleich bauten ihm seine Völker, wie durch Zauber, eine andere Straße von derselben ungeheuren Ausdehnung, deren solide Struktur noch jetzt hohe Bewunderung erregt.

In Neu-Granada fanden die Spanischen Eroberer zwar keine Monumente, aber wenigstens eine bedeutend vorgeschrittene Civilisation. Die Eingeborenen theilten ihre Zeit in Wochen, Monate und Jahre; sie besaßen in Stein geschnittene Kalender und bestimmten ihre Stunden nach Sonnenzeigern in Gestalt großer Säulen. Bei ihnen fand man auch die Kunst, Metalle zu schmelzen, welche den übrigen Amerikanern unbekannt war. Brasilien hat hin und wieder Trümmer von antiken Gebäuden aus Backsteinen aufzuweisen; und an den Mündungen der Flüsse Amargoso und Arvoredo erheben sich Felsen, in welche Charaktere von vierzig Fuß Höhe eingegraben sind. Diese kolossalen Charaktere gleichen der Phönizischen Schrift; man unterscheidet sie aus einer Entfernung von einer halben See-Meile.

In inneren Süd-Amerika, einer noch wenig erforschten Region, sind bis jetzt nur einige Grabhügel, denen im Norden ähnlich, und einzelne mit symbolischen Figuren beschriebene Felsen entdeckt worden.

Wenden wir uns jetzt nach Mexiko, dem klassischen Boden der Civilisation in der Neuen Welt. Wir verweilen noch nicht bei Palenque, jener verödeten Stadt von acht Stunden im Umkreise, mit ihren Tempeln aus Granit und ihren kolossalen Stuckatur-Arbeiten, — auch nicht bei Tilla, der Todtenstadt, wo Mauern von musivischer Arbeit, monolithische Säulen und Ornamente in Griechischem Geschmack unseren Blicken sich entbülleten. Eine zahllose Menge anderer architektonischer Denkmäler, die in gleichem Grade unsere Bewunderung in Anspruch nehmen, ist über das ganze Land verbreitet.

Da entdecken wir gigantische Tumuli, theils aus Erde, theils aus Steinen und Kalk, oder Ziegelsteinen aufgeführt. Einige derselben sind ohne Eingang, während andere von einer Gallerie oder zwei sich kreuzenden Gallerien durchbrochen werden. Diese Gallerieen haben zum Theil durchbrochene Bogen-Wölbungen und sind mit regelmäßig behauenen Steinplatten ausgelegt. Nicht weniger als die Tumuli imponiren die kolossalen freistehenden Altäre von 30, 60 oder 80 Fuß Höhe (Teocalli's), aus behauenen Steinen, mit plattem Dache, das bisweilen einen Tempel als Ueberbau hat. Der Anwurf, welcher die Steine der Teocalli's bekleidet, ist fast unzerstörbar. Andere höchst merkwürdige Alterthümer von Mexiko sind: die viereckigen Pyramiden, nach ähnlichem Principe gebaut, wie Aegyptens Spitz-Pyramiden, nur von verschiedener Form — die unterirdischen Grab-Monumente aus Stein, mit mehr oder weniger Sculpturen geziert — die cyklopischen Brücken, worunter eine, deren Bogen von zwei krumm gewölbten Steinen gebildet wird — die massiven Wasserleitungen — eine Menge Statuen und Vasreliefs aus Kalkstein, Granit, Jaepis und Porphyre und viele andere Dinge.

Diese Arbeiten stammen ohne Zweifel, wie die alten Erzeugnisse der Kunst bei allen übrigen Nationen, aus verschiedenen Epochen. Einige haben einen rohen und barbarischen Charakter, während andere von echtem Sinn für das Schöne zeugen. Hier, wie in Aegypten, bleiben solche Bildwerke, die sich auf Gegenstände der Verehrung beziehen, durch alle Perioden der Kunst unverändert; man bemerkt die Veredlung nur an Nachbildungen von Gegenständen des gewöhnlichen Lebens.

Mehrere Idole der alten Mexikaner sind aus den härtesten Stoffen mit wahrer Meisterschaft gearbeitet. Davin gehört z. B. ein kleiner Kopf aus grün und weiß geädertem Quarze, im Besitze des Herrn Goslindo, Statthalters einer Binnen-Provinz von Mexiko. Von diesem vortreflich ausgeführten Köpfechen hat Herr Farey eine Kopie genommen. Als plastische Kunstwerke verdienen besonders die Reliefs in Stuckatur,

welche den großen Tempel von Palenque zieren, rühmende Erwähnung. Zartheit und Anmuth der Formen paaren sich hier mit bewundernswerther Feinheit und Zierlichkeit der Draperieen.

Die Monumente von Palenque sind, gleich denen des alten Mexiko nach dem Aegyptischen Principe der Bösung (en talus) gebaut. Dieses Prinzip mußte ihnen, im Vereine mit dem gewählten Material und der Großartigkeit ihrer Dimensionen, dieselbe Dauer sichern, wie den Pyramiden und Tempeln Aegyptens; dennoch befinden sie sich weit mehr im Verfall. Man darf aus diesem Umstande schließen, daß Palenque und Alt-Mexiko in eine mindestens eben so frühe Periode hinaufreichen, als die Aegyptischen Bauten der alten Aegypter.

Die Hieroglyphen auf den Ruinen von Palenque haben ihrer Form nach mit den Aegyptischen Hieroglyphen nichts gemein; außerdem sind jene in Relief und nicht hohl eingegraben, wie die letzteren. Am meisten überrascht uns aber der Umstand, daß die Bilderschrift der Azteken (des Volkes Montezuma's) von den Charakteren auf Palenque eben so verschieden ist, obgleich beide demselben Lande angehören.

Auch verdient Beachtung, daß die Tempel der Stadt Palenque in ihrer Bauart manches Eigenthümliche haben. Alle diese Tempel sind bedeckt, und man findet in Palenque keine eigentliche Pyramiden, während im nördlichen Mexiko jedes dem Götzen-Kultus gewidmete Gebäude nur ein ungeheurer pyramidalischer Altar ohne Dach ist, auf dessen Plattform die religiösen Ceremonien unter freiem Himmel be- gangen wurden.

Als die Azteken, das Volk Montezuma's, im zwölften Jahrhunderte unserer Zeitrechnung Mexiko in Besitz nahmen, fanden sie alle diese großartigen Denkmäler schon vor und leiteten sie, weil die einheimische Sage nicht weiter hinaufreichte, von ihren Vorgängern, den Tulteken, her, welche um das sechste Jahrhundert auf dem Plateau von Mexiko angelangt waren. Vermuthlich hatten jene Tulteken, die von Norden her einwanderten, dem Andränge Nord-Asiatischer nach Amerika hinübergeschiffter Stämme weichen müssen. Im hohen Norden findet man aber keine Denkmäler aus Stein; und schon diese Ermittlung ist Grund genug, um den Tulteken die Ehre der Erbauung Palenque's abzuspochen. Vergnügen wir uns einstweilen mit dem negativen Ergebnis, bis die auch auf diesen Gebieten immer tiefer eindringenden Forschungen etwas Positives über die alte Geschichte Amerika's als Resultat liefern werden. (M. U.)

## Mannigfaltiges.

— Philosophie in Holland. Der Professor Philipp van Heusde in Utrecht genießt sehr in seinem Vaterlande den Ruf, der größte Philosoph desselben zu seyn. Betrachtet man sich jedoch die Sache etwas genauer, so ist es nicht eigentlich Philosophie, was Herr van Heusde treibt, sondern nur ein philosophisches Studium der Alten, namentlich aber der Sokratischen Lehre und der Schriften des Plato. Was bei uns höchstens in die Geschichte der Philosophie gehört, zum größten Theil aber in das philologische Studium einschlägt, das stellt der Utrechter Professor als die würdige Aufgabe der menschlichen Forschung, als das letzte Resultat aller Bildung und Gelehrsamkeit dar. Nachdem er früher in Lateinischer Sprache zwei Schriften über die Philosophie des Plato herausgegeben<sup>\*)</sup>, ließ er über denselben Gegenstand in Holländischer Sprache ein dreibändiges Werk erscheinen, das ihm viele Bewunderer und Nachbeter verschafft hat. Kürzlich sind von ihm auch: „Briefe über das Studium der Philosophie, besonders in unserm Vaterlande und zu unserer Zeit“ erschienen.<sup>\*\*)</sup> Darin, wie in seinen früheren Schriften, spricht er sich mit großer Entschiedenheit gegen alle spekulative Philosophie (die auf Holländisch als „besprengelde wijsgeerte“ einen etwas fetten Anstrich erhält) und insbesondere gegen die philosophischen Systeme der Deutschen aus. Viele Versuche, sagt er, seien bereits gemacht worden, um diese Systeme auch auf Holländischen Boden zu verpflanzen, doch hätten sie hier niemals Wurzel fassen können, und die vereinzelte Kultur derselben habe immer einen erotischen Charakter behalten. Die den Holländern am meisten zusagende Philosophie sey und bleibe das Studium der Alten, deren Verständnis dem neueren Europa von hier aus zuerst geworden sey. Männer, wie Hemsterhuis, Balckenoer, Nuhnienius, Wittenbach und Andere, hätten sich nicht etwa bloß auf die Interpretation des Buchstaben, auf die Auffindung abweichender Lesarten und auf die Korrigirung des Textes beschränkt, sondern seien vom Geiste der Alten durchdrungen gewesen und auf diese Weise die Lehrer des Schönen und Wahren, die eindringlichsten Muster der Tugend geworden. Man kann Herrn van Heusde nicht absprechen, daß er seinen hochgeachteten Plato mit Nutzen studirt habe; er schreibt voll Anmuth und Zierlichkeit, seine philosophischen Schriften sind selbst dem Laven verständlich, der sich um die Wissenschaft des Gedankens niemals gekümmert hat; wenn er jedoch behauptet, die Weise der Holländer, die Alten zu kommentiren und aufzufassen, das sey Philosophie, so ist dies eine grundirrtümliche Verwechslung eines Mittels mit dem Zwecke. Der sittliche Standpunkt der Alten wird allerdings der Berehrung und der Forschung aller Zeiten würdig bleiben; die Philosophie ist jedoch keine bloße historische Auffassung einer Periode der Wissenschaft — und handelte es sich auch um die Zeit ihrer schönsten Blüthe — sondern wir suchen in ihr das Verständnis der höchsten Begriffe: Gottes, der Welt und des Menschen. Und wer wagt es, zu behaupten, daß die Alten auch hier die beste Belehrung geben, das Ziel aller Forschungen uns zeigen können?

<sup>\*)</sup> Specimen criticum in Platonem und Initia philosophiae Platonicae.

<sup>\*\*)</sup> Brieven over het beoefenen der Wijsgeerte, inzonderheid in oos vaderland en in onze tijden, door Ph. W. van Heusden. Utrecht, 1837.